

Heidenstamm.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

(1. Fortsetzung.)

Aber einen hatte er doch, der ihn erzog, das war die kleine Marie. Oft wenn die andern Jungen draußen noch spielten und Niemand ihn gezwungen hätte, heimzukommen, ging er aus freien Stücken nach Hause, weil er wußte, daß das kleine Ding allein war. Er packte mit den fünf Jahren Altersunterschied absolut nicht zu dem Mädchen, aber er besaß eine merkwürdige Fähigkeit, auf ihre kleinen Wünsche und den Zuegang des Kindes einzugehen. Er ließ ihre Puppen marschieren und baute ihr aus den Holzklößen und alten Spielkarten Häuser. Er war ihr Pferd, ihr Jagdhund, der auf allen vieren lief und bellte, er sah als Löwe in einem Käfig von Stühlen, aber als ein guter Löwe, der sich streckeln ließ und die feierliche Versicherung gab, er werde nie beißen.

Sie wollte immer Geschichten hören, mit einer unermüdbaren Passion; aber die Mama lehnte in dem Trauerkleide, das sie nie mehr ablegte, am Fenster und starrte hinaus. Bisweilen sah sie wohl nach dem Kinde und sagte: „Spiele, Marienchen, aber geh zu Anna in die Küche“; dann schaute sie wieder mit einem theilnahmslosen Blick in die Weite.

„Sie schaut immer noch nach der Ede, um die das Regiment verhielt, als sie '70 fortmarschirten; sie denkt vielleicht immer noch, ihr Mann kommt wieder.“

Und vielleicht gab es wirklich eine solche vage Idee in dem müden Kopfe der einsamen Frau.

Quälte das Kind gar zu sehr: „Mamachen, erzähle mir eine Geschichte.“ So gab sie sich wohl einen Ruck, raffte sich auf und nahm die Kleine auf den Schoß.

Mit einer weichen, leeren Stimme erzählte sie dann, was Marie wollte: „Schneewittchen“ oder „Dornröschen“, aber sie kam selten mit einer Geschichte zu Ende. Ihre Worte wurden langsamer, stockten, schliefen ein.

„Und was kam dann, Mamachen?“
„Dann —?“
„Was war denn? Was hatte sie denn erzählt? Sie wußte es nicht mehr.“

Ihre Gedanken waren beim Sprechen fern gewesen, in Frankreich, bei ihm, auf dem kleinen Kirchhofe von St. Marie.

„Geh, Kind, spiel.“
Und Marie spielte wieder. Sie war noch so klein, um nach der Uhr zu sehen oder die dumpfen Töne der Stundenschläge zu zählen, aber wenn es zwölf Uhr Mittags war, wurde sie unruhig, weil sie instinktiv wußte, daß der lange, einsame Vormittag ohne Joseph nun zu Ende sei.

Oft kam er erst spät, vielleicht weil er hatte nachsehen müssen oder sich umhergetrieben hatte, aber Mittags kam er wenigstens pünktlicher als Nachmittags, wo sie bisweilen stundenlang auf ihn warten mußte. Einmal war er Abends um halb neun noch nicht zu Hause, und die unerbittliche Anna steckte die Kleine ins Bett. Da geriet sie in eine so furchtbare Aufregung, daß die Mama aus ihrer lethargie erwachte und — das einzige Mal in den sieben Jahren — den endlich heimkehrenden Joseph mit zwei wohlverdienten Ohrfeigen empfing.

Der Junge war darüber mehr erstaunt als erschreckt, denn erstens war er an dergleichen von der Schule her gewöhnt, und zweitens hatten diese Ohrfeigen keine besondere Kraft; die Kleine aber gerieth außer sich.

Diese Schläge hatte er um ihre Willen erhalten, nur weil sie so geizig und die Mama aufgeschreckt hatte! Joseph selbst mußte sie beruhigen und ihr hundert Mal versichern, daß es nicht mehr gethan hätte; erst dann schielte sie endlich ein, seine magere Jungenhand im Schlafe noch trampfhaft festhaltend.

Seitdem kam er nie mehr so unpünktlich, er nahm sogar in der Schule — wenn auch nur für kurze Zeit — einen energischen und alle Lehrer in maßloses Erstaunen versetzenden Anlauf zur Besserung.

Sie war wirklich seine Erzherin, die kleine Cousine, seine einzige. Unermüdblich erzählte er ihr Geschichten, aber sie hatte ein gutes Gedächtnis und liebte es nicht, wenn ein Märchen, das sie schon kannte, wiederholt wurde.

Er hatte da allerlei Kniffe, alte Geschichten in ein neues Gewand zu kleiden, vielleicht nur durch Veränderung der Namen, oder indem er aus dem Kiefen eine Kiefern machte. Zumeist mußte er dabei vorsichtig zu Werke gehen, weil sie andernfalls die List sofort merkte.

Nach Beendigung einer Geschichte gab sie ihr Urtheil ab: „Das war schön“ — „das war sehr schön“ — „das war nicht so schön“ — aber unweigerlich fügte sie hinzu: „Nun die andere!“

Es war schwer, diesen kolossalen Anforderungen, die sich jahraus jahrein, Tag für Tag wiederholten, zu genügen. Sie kannte alles: Grimms Märchen, Becksteins Märchen, Hauffs Märchen, den Robinson, Gulliver, die Erzählungen aus Tausend und einer Nacht; so mußte Joseph seinen eignen Kopf anstrengen und selbst Geschichten erfinden.

Merkwürdig: das wurden die schönsten. Man konnte sie beliebig ausdehnen und ins ungewisse erweitern, indem man den Helden in immer neue und immer tollere Abenteuer verwickelte, und so sahen die beiden oft im Kinderzimmer zusammen, erzählend und horchend, bis es draußen dunkel wurde.

Aber die Anforderungen, welche das Gymnasium in Quinta und Quarta an seine Besucher stellt, litten unter alledem so intensiv, daß der Zusammenbruch über kurz oder lang fraglos erfolgen mußte. Er kam Ostern 1877, als Joseph zum zweiten Male in seinem jungen Leben sitzen blieb.

„Der Junge verkommt hier.“ sagte sein Bruder, „er muß lernen Ordre pariren und arbeiten.“ Er kam zur Cadettenschule, da wird man ihn anders herannehmen.“

Und so geschah es.

Der General von Dewitz, Excellenz, Josephs Vormund war dagegen, er liebte die Cadettenschulen nicht, aber Albrecht mit seiner tüchtigen Energie setzte die Sache durch:

„Ich bin selbst fünf Jahre im Corps gewesen, ich verdanke meiner Cadettenschule alles. Für Joseph ist das Corps das einzige und letzte Mittel.“

Was Joseph selbst betrifft, er widersprach nicht. Die bunte Uniform hat noch jeden Jungen verlockt, und wie die kleine Marie die Trennung ertragen würde, daran dachte er nicht in der Hast, mit der die ganze Frage Hals über Kopf erledigt wurde.

Uebrigens, für was ja auch nicht mehr die „kleine“ Marie. Sie war ein großes Mädchen geworden von sieben Jahren, das in die Schule ging, Freudenbinnen hatte, Siederzeiten anfertigte und durchaus nicht mehr auf ihn als einzigen Spielgefährten angewiesen war.

So trennten sie sich.

„Ob er noch an den Tag dachte! Noch jetzt, wo diese fürchterliche Zeit längst hinter ihm lag, geschah es ihm, daß er nach einem durchdrachten Abend aus schwerem Traume Nachts aufsprang. Im Schlafe kamen die verfluchten Erinnerungen immer wieder. Die großen, düsteren Schloßsäle im Kadettenhaus, das kleine Arrestlokal, in das er immer und immer wieder gesperrt wurde, die brutale Kraft der älteren Kameraden, die ihn niederschlugen, maltroitirten verbeiheten, ihn fälschlich anzeigten. Dann das Weihnachtsfest, wo alle zweihundert Kadetten Urlaub erhielten, nur er nicht! Wie er Nachts über die Mauer kletterte, zwanzig Fuß hoch herabsprang und in die Nacht hinauslief nach der Rheinebene, nur von dem einen Gedanken getrieben: „Heim!“

Natürlich holten sie ihn wieder, natürlich. Sie holten ihn immer wieder. Er war wie ein wildes Thier, das mit heißen Eisen gebrannt werden muß, ehe es ruhig wird.

Aber weil sein Bruder richtig prophezeit hatte: er lernte Ordre pariren. Er wurde Schablone wie die andern.

Das Beste, die Energie, hatten sie zu drei Vierteln in ihm geodiet. Von nun an bekam er Urlaub wie alle.

Niemand, auch Marie nicht, erzählte er in den Ferienwochen von seinen Leiden, die zum größten Theil nun ja auch aufgehört hatten.

Ob er noch an jenen Tag dachte! * * *

„An was denkst du, Joseph?“
„An nichts.“

Er fuhr sich hastig mit der Hand über die Stirn; es war ja unnüßig, immer noch an diese längst vergangene Zeit sich zu erinnern. Jetzt, da alles in Erfüllung gegangen war, was er einst als Junge erträumt hatte! Er trug den Offizierssäbel an der Seite, die kleine Marie war seine große, schöne, geliebte Braut geworden, und was ihm seine einzigen Freunde prophezeit hatten — die jetzt bejahrte Rittmeister oder Stabsoffiziere waren und sich seiner wohl kaum noch recht erinnerten —, war in Erfüllung gegangen: der beste Reiter der Armee, zum wenigsten einer der besten! Berühmt im ganzen Lande, der großen Menge besser bekannt als alle Offiziere und Generale zusammengenommen.

Es lohnte sich wirklich nicht, um die sechs grauen, finsternen Jahre der Kadettenzeit noch nachträglich sich zu erregen.

„Wollen wir umkehren, Joseph?“
„Aber nein. Wir gehen bis Herren-

hausen. Vorausgesetzt, daß du Lust hast und es dir nicht beschwerlich fällt.“

„Rede nicht so feierlich!“
Er lachte, und Marie lachte auch. „Wenn wir jetzt nur den Schritten hätten!“

Im Park von Herrenhausen, der von dem Königsschloße aus sich im Stile von Versailles weit hinzieht mit Rasenflächen, Fontänen und glatt geschnittenen Baumbeden, waren sie die einzigen Spaziergänger. Alles lag weiß beschneit, und nur ganz vorn am Schloß hatten die Gärtnerburschen Wege gekehrt.

Marie schüttelte den Schnee von den Kleidern und stellte einen Fuß nach dem andern auf den Sandsteinsockel einer Junc, um sich mit dem Taschentuch den Schnee von den Strümpfen zu schlagen; aber als sie damit fertig war und eben Nieme machte, den Arm ihres Bräutigams zu nehmen, um mit ihm stittam am Schloß vorbei in das Dorf zu gehen und von dort aus mit der Pferdebahn heimzufahren, überkam sie plötzlich beim Anblick der weiten, glatten Schneefläche eine unbewegliche Lust:

„Gang mich, Joseph!“
Und mit einem Satz war sie von dem sauber gekehrten Wege wieder mitten drin im Schnee, der bei ihrem hastigen Laufe um sie her wirbelte.

„Aber Marie!“
Er zögerte ein paar Augenblicke. „Gang mich!“ und schon war sie eine Strecke weit fort, lief mitten über die erhöhte Rasenfläche und war im Nu hinter der ersten Hecke verschwunden. Sie flog wie ein Reh. Joseph hatte Mühe, so rasch er sich auch an die Verfolgung machte, sie nicht aus dem Auge zu verlieren. Sie bog im Lauf hinter eine immer andere Hecke, und plötzlich sah er sie überhaupt nicht mehr.

Sie hatte sich versteckt, natürlich, mit ihrer lustigen Harmlosigkeit hinter einer Antinousstatue.

Aber die Schneespuren waren deutliche Verräther, so daß Joseph leichte Mühe hatte, sie hinter dem Antinous herauszufinden.

Sie war noch so außer Athem, daß sie seine ersten zwei Küsse eben noch dudete, aber gegen die anderen sich verzweifelt wehrte:

„Ich erhalte, ich erhalte!“
„Sollst du auch. Ich mache es mit dir ebenso, wie du heute Morgen mit mir.“ Sie hatte so heftiges Herzklappen, daß Joseph erstarrt, aber das verging bald und dann war sie wieder ganz außer Rand und Band.

Jetzt stellen wir uns vor: du bist der König und ich die Königin. Wir gehen ganz allein in unserm Park spazieren, Niemand darf herein. Die Hofdamen stehen draußen hinter dem Gitter und brennen ordentlich vor Neugier: ach, wenn sie das doch sehen könnten, wie der König und die Königin im Parke sich küssen! Küsse mich, König!“

In dem Amphitheater, wo vor hundert Jahren der hannoversche Hof mit dem Prinzen von Wales und allen englischen Vettern die lustigen Sommerfeste gefeiert hatten, wo die Damen im Reifrock neben den gepuderten Herren auf den Steinbänken lag nahmen, um das Schauspiel auf der gegenüberliegenden Bühne zu betrachten, setzte sich Marie auf eine der beschneiten Steinbänke. Joseph protestirte: „Du weißt, was der Arzt sagt: Du sollst dich in Acht nehmen!“ aber sie lachte leichtsinnig: „Es ist nicht kalt, Schnee wärmt, ich erhalte mich nicht, durchaus nicht.“ — Aber Joseph zwang sie aufzustehen, und nun schmeckte sie sich nicht an ihn.

„Es ist so seltsam, Joseph, daß wir heute so lustig sind. Und eigentlich nur, weil dieser Abu Beder im Gefängniß sitzt und du damit deine Schulden los wirst.“ — Es ist kein schöner Gedanke.“

„Aber ein angenehmer Gedanke“, sagte er mit einem schwachen Versuche, den Wechsel ihrer Stimmung zu verhindern.

„Rein.“ Sie schüttelte den Kopf. „Gefängniß ist für mich die furchtbare Vorstellung, die ich kenne. Wer möchte ich sterben, als in ein Gefängniß gebracht werden. Wenn man sich nicht mehr bewegen kann, wenn man nichts mehr sieht, nicht einmal die Sonne!“

Joseph zog ein verdrießliches Gesicht; er wußte, daß Marie, wenn sie einmal einen solchen Gedanken erfaßt hatte, sich darauf festhielt und ihn mit ihrer bizarren Gründlichkeit nach allen Seiten hin erörterte.

Und während sie weiter sprach, verfertigte er Schneebälle und warf von dem erhöhten Sitze aus nach der gegenüberliegenden Bühne.

Das war ein ungewollt glücklicher Einfall, denn als er mit seiner enormen Schleuderkraft und Treffsicherheit zweimal dem Bronzefechter an der rechten Hedentulisse einen Ball mitten in's Gesicht applizirt hatte, wurde Marie aufmerksam und vergaß Abu Beders Schicksal weiter zu erörtern.

„Laß mich auch mal werfen.“
Joseph drehte ihr einen auszeichnend schönen, glatten, runden Ball, aber so weit sie sich auch in der Taille rückwärts bog und so energisch sie ausholte, sie brachte ihr Wurfgeschloß nicht einmal bis an den Rand der Bühne.

„Nochmal!“ — dasselbe Resultat.
„Nochmal!“ — aber es war wieder nichts.

Währenddessen setzte Joseph dem

Fechter Ball auf Ball auf die Wade, und zwar mit solcher Wucht, als müßte der Bronzefechter der Kopf vom Rumpfe fliegen.

Marie verfolgte jeden Wurf mit einer förmlichen Aufregung. Sie beobachtete Joseph, wie er sich rückwärts lehnte, zielte und mit einer eigentümlichen blitzschnellen Armbewegung den Schneeball schleuderte. Jede Muskel in ihm straffte sich, da war nichts von seiner gewöhnlichen lässigen Haltung.

„Halt, Joseph!“
„Was?“
„Wenn du jetzt zwölftmal triffst, Joseph, der Reihe nach, dann — dann —“

„Was dann?“
„Dann soll das für uns eine Vorbedeutung sein, ein Zeichen, daß uns alles gelingen wird, was wir uns wünschen, daß wir zusammen glücklich werden.“

„Dummes Zeug.“ sagte er und warf dem Fechter gegen die Nase, daß der Schnee drüber nach allen Seiten stieße.

„Numero eins.“
„Mit so was muß man nicht spielen.“ sagte er und traf von neuem.

„Numero zwei.“
„Das ist doch nicht dein Ernst, Miese?“ Er tnetete einen neuen Ball und blickte sie erstaunt an. „Lieber höre ich auf.“

„Wirf weiter.“
„Du bist doch nicht abergläubisch?“
„Ja, ich bin abergläubisch.“
„Komm her, Marie, wir gehen jetzt. Außerdem, es wird bald dunkel. Wahrscheinlich, es ist bald vier Uhr.“

Sie trat nahe an ihn heran mit einem ängstlichen Ausdruck im Gesicht: „Ich bitte dich, Joseph, wirf weiter, und schnell, ehe es Dämmerung wird, so lange du noch gut sehen kannst.“

Schweigend blickte er sie an, in ihren Zügen war etwas Fremdes, Starres. Ueber die Sonne am Himmel hatte der sinkende Tag graue Winterwolken gebreitet, durch die langen Hedengänge piffte ein kalter Wind, die ganze Scenerie ringsum hatte plötzlich einen blaffen, unheimlichen Zug von Dede.

Er zielte sorgfältiger als sonst und traf. Sie sprachen beide nicht und zählten leise. Sie schauten sich nicht an, sondern blickten nur nach dem Fechter drüben, der vor der dunkeln Hedentulisse in seiner schwarzen Erbsfarbe immer unbeutlicher sich abhob.

„St.“ Sie sagten es beide gleichzeitig und blickten sich gleichzeitig an.
„Nun der zwölfte.“
„Rein, ich werfe nicht weiter. Komm, Marie. Wenn es auch nur Unfuss ist, man soll es doch nicht thun.“ Sie kann fehlen, ich sehe nicht mehr ordentlich, und mein Arm ist müde. Und wenn ich nicht treffe, dann bist du im Stande, die alberne Geschichte ernst zu nehmen. Ich kenne dich. Sei gut, Liebchen, komm.“

Er legte den Arm um ihre Taille, aber sie machte sich frei.

„Wirf!“
Sie war sehr bald, und die fahle Dämmerung zeichnete auf beide Gesichter graue Schatten.

Joseph beugte sich nieder und knete auf seinem Knie den Schneeball. Dann nahm er ihn, um die Hände frei zu bekommen, zwischen Oberarm und Mantel und streifte die lebernen Handschuhe ab.

Zweimal beugte er sich rückwärts und zielte lange, aber jedesmal behielt er den Ball in der Hand und richtete sich wieder empor, um seine Fußstapfen zu ändern.

Dann bog er sich tief auf das rechte Knie, so daß seine Hand fast den Boden berührte, und dann, nach einer sekundelangen Pause, schmeckte er mit einer beherzten Bewegung den ganzen Körper vorwärts.

Wo war der Ball?
Einen Moment sahen sie ihn beide nicht, es flimmerte ihnen vor den Augen.

Jetzt sahen sie ihn!
Da flog er! Drüben schon — Und jetzt —
„Brang!“

Mitten dem Fechter ins Gesicht!
Joseph athmete tief auf und lächelte, und einen Augenblick fuhr er sich mit der schneefederten Hand über die Stirn, auf der Schweißtropfen perlten.

„Joseph!“
Stürmisch umschlang sie ihn, den Kopf an seiner Brust in dem Pelz des Mantels vergrabend. Er fühlte, wie sie zitterte, aber er getrach die feierliche Stimmung mit einem Scherz: „Du bist und bleibst ein albernes Mädel. Das wäre eine nette Art, sich mit Schneebällen über das Schicksal zu vergewissern.“

Sie lachte nun auch, aber sie zitterte immer noch.

„Natürlich war es dumm und albern, aber es war doch schön. Das hätte der keiner nachgemacht, Joseph: so sicher zu werfen, wenn so viel auf dem Spiele steht.“
„Gar nichts stand auf dem Spiele.“
„Doch, doch, rede nicht, wir wollen gar nicht mehr davon sprechen. Ach, ich bin glücklich. Du wirst immer treffen, wenn Noth an Mann ist. Du fängst dich vor nichts, du bist ein guter Mann. Lach nicht! Das ist mein heiligster Ernst, Liebster!“

„Wenn jemand uns hier jetzt fände!“
„Ach, weshalb nicht!“
„Rein, Joseph, das geht nicht. Wir müßten längt zu Hause sein. Aber wenn wir verheiratet sind, gehen wir oft hierher, dann darf uns niemand mehr hineinreden. Es war so schön heute.“

Sie gingen die Stufen des Amphitheaters hinab, und als sie unten standen und durch den Hedengang links zum Schloße zurück wollten, zögerten beide, als ob ihnen der Abschied von dem kleinen verschneiten Königstheater schwer fiel.

Marie fand noch ein letztes Auskunftsmittel, diesen Abschied zu verlängern.

„Wir müssen dem armen Fechter Abtueu lagern.“

Sie letterte auf die Bühne, um um das Opfer ihrer Schneebälle zu betrachten; er stand in seiner athletischen Erkmustulatur schwarz und dunkel vor ihnen, aber Kopf und Hals waren wie von einer weißen Haube überzogen. Und ehe Joseph es verhindern konnte, hatte sich Marie auf das Steinpostament geschwungen, hielt die Bronzefigur umflammt und fuhr dem Fechter mit ihrem Pelzhandschuh über das Gesicht, bis die letzten Spuren der Schneebälle verwischt waren.

„Der arme Kerl, ihm brummt der Kopf gehörig!“ — So, nun sieht er wieder nett und fauber aus!“

Ueberrascht, schweigend sah Joseph ihr zu. Das Mädchen mit seinen raschen Bewegungen neben der toten, kalten Figur, ringsum Winternacht, beide oben auf dem Postament in tiefen Schatten, und rechts, links, vorn, auf allen Seiten andre Erzgestalten, die durch das Dunkel herüberstarrten, — die Scene hatte etwas Gespenstisch-Unheimliches.

Als Marie aber wieder neben ihm ging, ihr warmer Athem in dem seinen lag und ihre weiche Gestalt die seine berührte, war der kurze, feistame Eindrud verwischt.

Hinter den Heden tauchte das Königsschloß auf, stumm und finster, ein verlassener Zeuge vergangener Bracht. Nichts mehr von englischen Königen, die hier in ihrer hannoverschen Heimath mit den Cambridges und Cumberland und Yorks alte Erinnerungen auffrischten; nichts mehr von den hannoverschen Königen selbst, die vor zwanzig Jahren in die Verbannung gingen; nichts mehr von Garben, Reitern, Equipagen, von Dienern mit Windlichtern, von schönen Damen, die durch den Park huschten; keine frohlichen Klänge, keine Ballmusik, keine erleuchteten Fenster und keine Königstandarte, die Nachts hoch oben im Winde wehte.

Joseph hatte Mühe, in dem färglichen Lichte der wenigen Laternen den Ausgang zu finden.

Am Thore wandte Marie den Kopf über die Schulter und blickte noch einmal in den Garten zurück. Sie hatte ein Gefühl der Dankbarkeit für die schönen Stunden dieses Nachmittags und für das Liebesglück, das der stille, verschwiegene Park ihr und Joseph gebracht hatte. Als sie aber die tode Finsterniß hinter sich sah, ging es durch sie hin wie ein Frösteln.

Kam sie wirklich von dort her? Aus dieser lichtlosen, unheimlichen Tiefe? „Joseph, halt mich fest!“

„Halt mich fest dein ganzes Leben lang. Bei dem ersten schweren Erlebnis würde ich zusammenbrechen, das fühle ich, wenn ich nicht dich dabei zum Schutze haben würde.“

Er lächelte gutmüthig: „Du brichst nicht zusammen, du großes, starkes Mädchen, du am allerletzten.“

„Ich am allerletzten.“

Am 3., 4. und 5. Mai 1888 gab es in Hannover eine Affaire von der besondern Art, die man in der Donauauferstadt „a Heß“ nennt. Für die Reitschule und ihren alten Geschäftsfreund Abu war es eine sehr schwüle „Heß“, für die Unbetheiligten eine sehr amüsante „Heß“, alles in allem eine Sensationsgeschichte ersten Ranges.

Abus Proceß war vielleicht nach Umfang und Bedeutung nicht zu vergleichen mit jenem berühmten „Spielproceß“, der einige Jahre später die Reitschule, Hannover, ganz Deutschland und die Nachbarstaaten in Athem erhielt, aber er war zum mindesten ein nettes, kleines Vorpiel, das, wie die Zeitungen urtheilen, „für gewisse Verhältnisse, Lebensstriebe, Gewohnheiten, Anschauungen und so weiter als symptomatisch zu gelten hatte.“

Auf jene Freude in den Januaratagen nach Abus Verhaftung war für die Reitschule sehr bald eine außerordentliche Ernüchterung gefolgt.

Eine grausame Ernüchterung!

Am 23. Januar schrieb die „Kölnische Zeitung“:

„Ein Wiederproceß besonderer Art wird demnächst in Hannover zu erwarten sein. Ein gewisser John Beder — und so weiter — bereits verhaftet — Offiziere betheiltig — große Summen, unmäßige Procente — und der Wittel schloß mit den milden, gütigen Worten: „Hoffentlich gelingt es hier einen der vielen Krebsgeschäden aufzuheben, unter denen junge, allzu vertrauensselige und unerfahrene Offiziere so schwer zu leiden haben.“

Die Reitschule liest für gewöhnlich keine Zeitungen, mit Ausnahme des „Militär-Wochenblatts“ und irgend eines Berliner Blättchens, aber diese Nummer der „Kölnischen“ ging von Hand zu Hand, wurde bei „Rastern“ wiederholt laut recitirt und fand all-

gemeine Billigung. Man lächelte mit einem Augenaufschlag über das „vertrauensselig“ und nannte das „unerfahren“, eines etwas starken Ausdruck, ließ diesen Worte aber in Anbetracht der sonst wohlwollenden und hochanständigen Gesinnung des Artikels Verzeihung angedeihen.

Aber am 23. Januar, also nur drei Tage später, wurde die Reitschule in eifigen Schreden verkehrt durch den Leitartikel einer Zeitung, deren notorische Absicht es ist, alles Große, Bestehende, Wohlhabende, Adelige und so weiter in den Staub zu ziehen. Name dieser Zeitung und Inhalt jenes Leitartikels seien hier nicht erwähnt, nur soviel muß gesagt werden, daß in den Ausführungen dieses Blattes Abu Beder, verlaglich mit seinen Schuldnern, wie eine Lichtgestalt erschien. Nicht daß sein schändliches Treiben nicht als solches gebrandmarkt wurde, aber es war gleichsam ein unschuldiges Kinderpiel im Vergleich mit der Frivolität der jugendlichen Geldnehmer. Unheimliche Epitheta wurden der Reitschule an den Kopf geworfen, Ausbrüche so stark, boshaft und ausgefuchst brutal, daß ihre bloße Anpeutung sich verbietet.

Auch dieser Artikel wurde bei „Rastern“ verlesen, nachdem man alle Thüren geschlossen und die Keller hinausgeschickt hatte.

Man las mit gedämpfter Stimme. Die Cigarren erloschen, und der Pommerly wurde warm.

Und der Artikel nannte Namen! Namen!

„Spornleder — Kroffed — Zerbst — Graf Rohrbach —“

Wah drängte man sich um den kleinen Zettel, der das verdamnte Blatt in der Hand hielt.

„Bin ich auch genannt?“
„Und ich?“
„Ich!“

„Rein! Rein! Du nicht! Du nicht! Deidenstamm auch nicht! Rein! Um Gotteswillen, beruhigt euch doch!“

Spornleder sah wie eine Wachsfigur, und der immer seltene Rodus Rohrbach hatte allen Humor verloren: „Ich sitze bei der Geschichte am tiefsten drin, wie immer, natürlich. Es wird faticlich unangenehm; es geht mir an die Nieren.“

Ein Trost war der, daß diese hundsstößliche Zeitung von Ministern, Commandeuren, Generalen und so weiter nicht gelesen wird, daß sie für Cavalier- und Militärcreise quasi unter Ausschluß der Offenlichkeit erscheint. Niemand wird diesen Artikel zu Gesicht bekommen, Niemand auch nur davon hören, man braucht sich wirklich nicht aufzuregen.“

Arme harmlose Reitschule!
Taus darauf stand der infame Aufsatz in allen Zeitungen! Abgedruckt, nachgedruckt, ein wenig gemildert und zurechtgeföhrt, aber im übrigen unverfehrt und von entseglischer Deutlichkeit.

Und dann wurde die Reitschule nervös.

Jeden Tag brachte irgend eine Zeitung neue Details.

Jeden Tag.

Man war auf einem Selbsterhaltungstriebe heraus genöthigt, stundenlang alle erreichbaren Zeitungen durchzuschleusen; die Leitartikel, den politischen Theil, das Vermischte; man fand Notizen an den verborgensten Stellen dieser Blätter, man bekam solche Anlagen zu lesen, daß man allmählich anfang, an sich selbst zu zweifeln.

Ganz unmöglich, die Einzelheiten dieser befändigen Anzuspungen zu reterieren; sie waren wie eine Ueberfluthung, die bis in die kleinsten Provinzialblättler sich ergoß. Wäter, Mütter, Onkel, alle Verwandten lasen sie; auf den entferntesten, weitabgelegenen Rittergütern, auf die nur ganz selten ein Wochenblättchen sich verirrt, wurde die Affaire betannt und mit Schreden durchgesprochen.

Wäter kamen von Litauen und weiter her angereist, um persönlich in Hannover Erkundigungen einzuziehen, aber sie erfahren zu ihrem Troste, daß Abu Beders Krallen denn doch nur einen verschwindend kleinen Theil der Reitschule erfaßt gehabt hatten. Ueberrillig war jeder einzelne insofern, als die wenigen Opfer jedes einzelnen kameradschaftliches Beileid fanden, im übrigen aber stellte es sich bald heraus, daß wie bei allen Sensationsaffären das Gerücht ungeheuerlich übertrieben hatte. Am 3. Mai, so schrieb der „Hannoversche Courier“, „wird der Proceß John Beder vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts zur öffentlichen Verhandlung kommen.“

Öffentlichen Verhandlung. Dritten Mai. In drei Wochen.

Öffentlichen Verhandlung! Rodus Rohrbach trank keinen Pommerly mehr und rauchte nicht mehr.

Er kam auch nicht mehr zu Rastern, sondern verkehrte viel mit Juristen, deren einige er aus seiner Heidelberger Zeit kannte.

(Fortsetzung folgt.)

In London bezog die Regierung 300 Leiertastendreiber, welche patriotische Weisen spielen müssen, um auf diese Weise die Kriegesbegeisterung anzufachen und Rekruten zu gewinnen. Das ist eine schöne Sorte Patriotismus, die durch Leiertastern erzeugt wird. Und die Sorte Rekruten, die man so gewinnt, muß noch schöner sein